

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 300.

Dienstag, 24. Dezember.

1929.

Maximum.

Roman von Hans Schulze.

(Nachdruck verboten.)

1.

Die Logen strömten wieder zum Platz. Das fünfte Rennen war aufgezogen, und die ersten Pferde wurden bereits in den Ring geführt. Schmetternd klang die Musik der Reichswehrkapelle über die weiten Rasenanlagen hinter den Tribünen der Grunewaldbahn.

Vor den Kassenschaltern des Totalisatorgebäudes, in dem die Stempelmaschinen unablässig ratterten, herrschte ein fast lebensgefährliches Gedränge, daß Achim von Wehrstädt sich nur mühsam bis zur Gegend des Sattelstalles durchwinden konnte.

Von der Waage her kamen allerlei rote, blaue und gelbe Tupfen; die Farben des Jockeidress tauchten auf; ein starkes Feld war für das Hauptstück des Tages, das große Hindernisrennen, aufgeboten worden.

Gleich links aus der ersten Box unter dem verwitterten Strohdach des Stallgebäudes, wurde in diesem Augenblicke ein kohlschwarzer Hengst fertiggestellt herausgeführt, ein riesiges Tier mit wundervoll angelegten Nieren und mächtigen, reinen Sprunggelenken.

Der Trainer, ein gnomenhafter, grauhaariger Mann mit einem verschlossenen Leichenbittergesicht, schritt ihm bedächtig zur Seite und klopfte ihm zuweilen den feinen, seidigglänzenden Hals.

Achim streckte ihm freundlich die Hand zur Begrüßung entgegen. „Hallo, Mr. Evans, haben wir Chancen?“

Der Trainer nickte. „Unbedingt, Herr Baron! Wenn „Maximum“ glatt über die Hindernisse kommt, schlägt er auf der Flachbahn über die letzten dreihundert Meter einfach jede Konkurrenz!“

Das Glöckchen zum Aufsteigen erklang. Die Jockeys ritten gemächlich im Kreise herum, die Pferde trage mit hängendem Kopfe, nur der schwarze Hengst setzte sich mit hellem Wiehern auf die Hinterhand und leiste aus, so daß der Sand der Gruppe der Rennstallbesitzer und Buchmacher um die Ohren spritzte.

Als auch Achim in den Ring eintreten wollte, rührte eine leichte Hand an seine Schulter.

„Auf ein Wort, Achim!“

Eine junge Dame stand vor ihm in einem hauchzarten Kleid aus weißem Tüll und frischen Spitzen. Unter dem großen, schwarzen Hut schimmerten zwei nachdunkle Augen aus dem mattgetönten Oval eines auffallend schönen, feinen Gesichtes. „Tag, Marion!“

Sie traten vor der ehrfürchtig zurückweichenden Gaffermenge ein wenig abseits unter die alten Föhren. „Wie steht es mit dir, Achim?“

Er zuckte die Achseln. „Es geht wieder einmal ums Ganze, Kind! Ich habe meine letzten Reserven auf „Maximum“ verwettet. Wenn er mich heute im Stiche läßt, bin ich fertig. Endgültig fertig!“

Ein heißer Blick umfaßte sein kühn geschnittenes Abenteurergesicht. „Mir ist so Angst um dich, Achim!“

Er lächelte kühl. „Du kennst mich ja, Marion! Entweder alles oder nichts! „Maximum“! — Sehe ich dich übrigens auch nach dem Rennen?“, fragte er dann leichthin.

Ein feines Rot der Verlegenheit glühte in den schmalen Mädchenwangen auf. „Es tut mir leid, Achim, aber ich habe für den Abend schon eine Einladung. Ich

sah dich vorhin von unserer Loge aus und wollte dir vor dem Rennen nur noch schnell einmal die Hand drücken!“ — —

Die bunten Farben der Jockeys, die sich bis dahin über den Köpfen der den Ring umdrängenden Sportgemeinde unablässig im Kreise gedreht hatten, lösten sich jetzt in eine lange, lustige Linie auf. Auch die wimmelnden Menschenmassen kamen in Bewegung und schoben sich an den Blumenrabatten des Sattelplatzes zu dem grünen Geläuf der Bahn hinüber.

Die Tribünen waren bis zum Dach hinauf überfüllt. Wie eine große, trunkene Orgie von Farben und Gesichtern, von raffiniertester Eleganz und erlesenstem Geschmack, von Schönheit und Verlockung grüßte es ringsum aus den Logen. Auf allen Gängen und Treppenstufen standen die Menschen, die weißen Rennprogramme in den Händen. Und über dem Ganzen spannte sich der lichte Sommerhimmel wie ein riesiger Seidenschirm bis zu dem einsamen Rand des Stadions und den fernen Türmen von Spandau hinüber.

Achim war mit Marion zu der großen Kaffee-Loggia der Haupttribüne hinaufgestiegen und suchte sich dann auf der für den Rennverein reservierten Seite einen Platz.

Die unerwartete Begegnung mit dem jungen Mädchen hatte ihm seine ganze Lage noch einmal wieder mit blickartiger Klarheit vor Augen geführt. Vor etwa fünf Monaten waren sie auseinandergegangen, in gutlichem Einvernehmen, als sie beide erkannt hatten, daß Achims ununterbrochene geschäftliche Fehlschläge ihnen eine gemeinsame Lebensführung in dem gewohnten kostspieligen Zuschnitt nicht mehr gestatteten. Marion war damals mit einem jungen Schweden nach Italien gereist und für Achim eigentlich so gut wie verschollen gewesen. Bis er vor einigen Wochen zufällig in den Theaternachrichten einer Mittagszeitung gelesen hatte, daß sie wieder nach Berlin zurückgekommen sei und in dem neuesten Großfilm der Excessior-Filmgesellschaft die tragende Rolle übernommen hatte. — —

Da senkte sich plötzlich die rote Startflagge, ein scharfer Klingellaut kam aus dem Richterhäuschen. Ab! Wie ein Rauschen der Befreiung ging es durch die unabsehbare Zuschauermenge.

Das Feld stürmte davon. Ein hellbrauner Hengst legte sofort ein mörderisches Tempo vor und setzte in voller Karriere über die erste Hürde. „Maximum“, der beim Start schlecht abgekommen war, lag anfangs als Letzter und sprang allein die Stadionhürde.

An der Tannenhede hatten sich die Pferde zu einem dichten Anäuel zusammengeballt. Der Hellbraune überschlug sich, sein Reiter flog in hohem Bogen über seinen Hals hinweg.

In den Logen hatte man sich allerseits von den Plätzen erhoben, die Spannung der sieberhaft erregten Massen wuchs von Augenblick zu Augenblick.

Jetzt führte der Weiler „Korsar“ mit einigen Längen, an zweiter Stelle führte der Favorit „Ordensritter“ aus dem Stall des Freiherrn von Oppenheim; gleich dahinter „Maximum“, der mit seinen riesigen Galopp-sprüngen gewaltig aufgeholt hatte; das übrige Feld lief aussichtslos in kleinen Rudeln hinterdrein.

Auch Achim war aufgestanden und verfolgte, das Glas am Auge, jede einzelne Phase des Rennens. Der kalte Schweiß stand ihm auf einmal auf der Stirn; wirre Zahlenverbindungen schossen ihm mit rasender Schnelle durch den Kopf. Am Gehörschall war „Maximum“ mit dem Favoriten bereits in gleiche Höhe gelangt; ganz deutlich sah Achim, wie auch „Korsar“, der schon stark getrieben werden mußte, merklich nachzulassen begann.

Vom zweiten Platz klang, lawinenartig anschwellend, immer deutlicher ein brausendes „Maximum!“ „Maximum!“

Sekundenlang schloß Achim wie betäubt die Augen, eine jäh ausschließende Freude krampfte ihm das Herz zusammen.

Jetzt wieder ein paar Momente tiefster Stille, daß man ganz deutlich das rasende Getrappel der Pferdehufe hörte. Und dann auf einmal zerriß ein tausendstimmiger, gellender Aufschrei die sonnensimmernde Luft, wie ein Angstruf aus einer einzigen, ungeheuren Bruch.

„Maximum ist gestürzt“, dröhnte ein mächtiger Baß aus einer Nachbarloge hinterdrein.

Achim hob den Kopf, sein Gesicht war leichenblau, der blaue Himmelsausschnitt vor ihm schwankte. In der letzten Hürde lag ein schwarzer Pferdekörper regungslos auf dem grünen Rasen, zwei, drei Schritte davon leuchtete die seidene Jacke des Jockeys, um den sich bereits ein paar Männer mit weißen Armbinden bemühten.

Mit schweren Füßen stieg Achim die Logentreppe herab. Er sah kaum mehr, wie der Favorit unter dem ortonartigen Beifallsturm der Tribünen mit anderthalb Längen vor „Korsar“ durchs Ziel ging. Unten am Totalisator, zu dem die Menschen bereits wieder wie bei einer Feuersbrunst herandrängten, traf er auf seinen Trainer.

„Maximum hat das rechte Vorderbein gebrochen!“, berichtete der alte Mann ernst und sachlich. „Es bleibt nichts anderes übrig, als ihm den Gnadenschuß zu geben.“

Achim nickte, seine Muskel in seinem Gesicht zuckte. „Machen Sie es so kurz und schmerzlos wie möglich, lieber Evans! Das hat der arme Gaul um uns verdient! Meinen Dank im voraus.“

Damit drehte er sich kurz auf dem Absatz herum und ging zu seinem Auto hinüber.

Maximum. Das Schicksal hatte gegen ihn entschieden. Es war am Ende.

2.

Achim von Wehrstadt war erst im zweiten Kriegsjahr aus Amerika nach Deutschland zurückgekommen. Seine abenteuerliche Fahrt von New York nach Rotterdam als Kohlenzieher auf einem englischen Frachtdampfer hatte damals alle Zeitungen des Kontinents in Aufregung gebracht.

Er hatte sich sofort zu seinem alten Regiment zurückgemeldet und war von hier aus einer Fliegerabteilung zugewiesen worden. In kurzer Zeit hatte er sich zu einem der verwegenen Frontflieger entwickelt, dessen Rekordflüge der Heeresbericht gleich hinter den täglichen U-Boot-Versenkungen zu bringen pflegte.

Dann aber hatte auch ihn, wie all die anderen Kameraden von der Lustkampfwaffe, sein Flurschicksal ereilt. In den Januar Tagen des Jahres 1917, kurz nachdem er mit dem Pour le mérite ausgezeichnet worden war, war er an der Westfront abgestürzt und mit einer Gehirnerschütterung und einem schweren Beckenbruch in eine Berliner Klinik übergeführt worden. Hier hatte es erst einer vielmonatigen Behandlung bedurft, bis er durch die Kunst der Ärzte das Gehörvermögen zurückgewonnen hatte.

Und noch langsamer hatte er die Nachwirkungen der furchtbaren nervösen Erschütterung überwunden, ehe er allmählich in das wunderbare Empfinden des neugeschenkten Lebens hineingewachsen war. Immer wieder war in seiner Seele die Erinnerung an die

grauevollen Sekunden seines Absturzes wachgeworden und der Nachhall all jener donnernden Tage und feuerzerzerrten Nächte, deren martervolle Qual sich kein menschliches Hirn auszubedenken vermag.

Hierzu war das Bewußtsein seiner verzweifeltsten wirtschaftlichen Lage gekommen, das in der vom Tode umbrüllten Hölle der Champagneschlachten fast ganz in ihm erloschen gewesen war. Die noch immer ungedeckten Schulden seiner Leutnantszeit, um derentwillen er einst den bunten Rock ausgezogen hatte und über den großen Teich gegangen war, begannen ihn wieder von allen Seiten zu umdrängen, seit der Heeresbericht seinen Namen allabendlich bis in die entlegensten Gegenden des Deutschen Reiches getragen hatte. Neue Geldquellen waren für ihn so gut wie unzugänglich geworden, da seine alten Freunde fast sämtlich im Felde standen und sein Kredit bei seinen früheren Berliner Geldgebern vollständig erschöpft war.

Als er im August 1917 von einem Erholungsaufenthalt in einem Riesengebirgsanatorium nach Berlin zurückgekehrt war, hatte sein Barvermögen kaum mehr als hundert Mark betragen. Dann aber hatte ihn gerade zu jener Zeit der größten Bedrängnis das Glück auf seine Schwingen genommen und in einem ihm später selbst kaum faßlichen Taumel bis zu den Höhen des Lebens hinaufgetragen.

Mit einem früheren Regimentskameraden, der ihn zufällig unter den Linden aufgegriffen hatte, war er auf dessen Einladung mit zur Grunewaldbahn hinausgefahren und hatte hier zunächst mit ein paar vorsichtigen Blahwetten während der ersten sechs Rennen seinen kleinen Bestand langsam auf etwa tausend Mark vermehrt. Bis ihn auf einmal kurz vor Toreschluß eine fatalistische Wabanque-Stimmung ergriffen und er sein ganzes kleines Vermögen auf einen für die Sachverständigen so gut wie aussichtslosen Außenseiter gewagt hatte, auf dessen Form er von dem alten Trainer Evans im Vorbeigehen aufmerksam gemacht worden war. Und mit einer Riesenquote hatte ihn seine blinde Zuversicht belohnt, so daß er mit über dreißigtausend Mark in der Brieftasche die Heimfahrt nach Berlin angetreten hatte. (Fortsetzung folgt.)

Kajchubisches Weihnachtslied.

Herr Jesus hat alle Dinge geliebt
Zur Weihnacht.
Du darfst nicht spinnen in heiliger Zeit
Zur Weihnacht.
Nimm den Flachs vom Spinnrad und gib ihm Ruh,
Leg Nadel und Faden und Scher in die Truh
Zur Weihnacht.
Herr Jesus hat alle Tiere geliebt
Zur Weihnacht.
Gib deinen Gänsen geweihtes Brot
Zur Weihnacht.
Leg einen geweihten Döggelstein
Deinen Pferdchen und Kühhchen in die Krippe hinein
Zur Weihnacht.
Herr Jesus hat alle Bettler geliebt
Zur Weihnacht.
Den Hungrigen mache mit Mohnkloben satt
Zur Weihnacht.
Es soll kein Wanderer draußen sein,
Er muß an den heißen Ofen herein
Zur Weihnacht.
Spinnrad und Nadel, lobt Jesum Christ
Zur Weihnacht!
Alle meine Tierchen, besennt den Herrn
Zur Weihnacht!
Alle Menschen in ihrer Traurigkeit
Sollen schmecken die gute Gnadenzeit
Zur Weihnacht.
So füllt sich von selber der Weinenschrant
Zur Weihnacht.
So werden die Tiere fett und stark
Zur Weihnacht.
So beten dich endlich allzugleich
Alle Bettler auf Erden ins Himmelreich
Zur Weihnacht.

Werner Bergengruen.

Das Ende.

Von Walter Lange.

Es war am Tag vor Heiligabend. Zu Mittag hatte der Landstreicher noch bei den Franziskanerinnen in Koblenz gegessen, eine große Schüssel voll Linsen, die schon ein paar Stunden lang satthielten. Dann war er auf die Körner Landstraße hinausgegangen und tippelte nach Norden zu. Er wollte drei Stunden vielleicht laufen, bevor er ein Unterkommen für die Nacht suchte. Es war bitter kalt, und der Kunde munkte sich oft die Hände warm schlagen und Gesicht, Nase und Ohren reiben. Auf der Straße war der Schnee festgetreten, aber auf den Feldern zur Seite lag er noch flodrig und weich da.

An einer Tankstelle stand ein Lastkraftwagen. Der Landstreicher ging zu dem Führer und fragte, ob er ein Stückchen mitfahren dürfe. — Wohin er denn wolle. — Nach Köln zu. — Der Wagen führe bis Köln durch. Er könne heute Abend noch dort sein. — Da habe er aber Glück gehabt.

Der Malabrunder stieg hinten in den Kasten, machte sich's auf einem Haufen Holzwohle bequem und die Fahrt begann. Es machte dem Kunden Spaß, so aus der Landschaft hinauszufahren. Am meisten befuhrte ihn die kahlen beschneiten Bäume. Bei dem schnellen Fahren schien es, als ob jeder neuauftauchende mit einem kurzen, raschen Schritt an seinen Nebenmann heranträte. Wie beim Kompagniezerzieren, dachte der Landstreicher, wenn nach „Stillgestanden!“ das Kommando „Anschließen!“ ertönt. Dann zählte er die Kuppen des Siebengebirges, die von der anderen Seite des Rheins herüberblickten und im Schein der untergehenden Sonne golden erglänzten.

Ein paar mal hielt der Wagen, und die Führer gingen einen wärmenden Schnaps in einer Wirtschaft trinken. Dann kletterte auch der Kunde heraus und lief mit stampfenden Schritten um das Auto herum, damit in die verflammten Glieder wieder etwas Wärme käme. Nachdem sie das leztmal gehalten hatten, kam der Chauffeur nach hinten und brachte seinem Passagier ein halbes Bauernplätzle. Beinahe hätte der Landstreicher vor Rührung über diese Freundlichkeit geweint. Mit unbeholfenen Worten dantte er und begann dann, sein Geschenk zu verzehren.

Die Dunkelheit war schon hereingebrochen, als der Wagen durch Bonn ratterte. Eine gute Stunde noch, und sie hatten Köln erreicht. Auf dem Kaiser-Wilhelm-Damm setzte man den Landstreicher ab. Er bedankte sich für die Mitnahme und fragte sich dann zu dem Woi in der Annstraße durch. Der Polizeibeamte hinter dem Schiebefenster nahm ihm den zerfetzten Pak ab, läutete die Stadtblieselle an und stellte dann einen Übernachtungsschein aus. „Aber Sie dürfen nur einmal innerhalb eines Vierteljahres hier schlafen. Jedes weitere mal kostet fünfsig Pfennig.“

Der Schlafraum oben war schon nahezu bis auf den letzten Platz besetzt. In einem Verschlag sah der Derbergsvater mit ein paar Freunden und spielte Karten. Der Kunde gab seinen Schein ab und erhielt einen Schlafplatz auf einer Brettfläche aus Drahtgeflecht angewiesen. Und es dauerte auch nicht lange, da war er eingeschlafen. Am nächsten Morgen wurde er durch den Lärm einer Schlägerei geweckt. Zwei der Kumpel waren miteinander in Streit geraten. Der eine hatte dem andern vorgeworfen, er schlafe laut, und schon setzte es Hiebe. Der Derbergsvater trennte die Streitenden, nahm selbst Partei und schlug mit einem Lederriemen drein. Klatsch, klatsch, klatsch hallte es durch den Raum. Der Heiligabend fängt gut an, dachte der Kunde, stand auf, wusch sich, nahm seine Klappstulle in Empfang und ging auf die Straße.

Wie aus alter Gewohnheit überkam ihn immer an diesem Tage eine melancholische Stimmung. Er entsann sich all jener Augenblicke, da er seinem Leben hatte ein Ende machen wollen. Doch jedesmal war ihm der Mut entfallen. Jedesmal klammerte er sich an die trügerische Hoffnung, es könnte ihm vielleicht doch noch einmal besser gehen. Er könnte doch noch eine Heimat finden, Frau und Kinder haben, des Sonntags wie alle andern Bürger spazieren gehen und im Wirtshaus — von jedermann geachtet und begrüßt — sein Gläschen Bier trinken. Zwar sagte er sich dann wieder hundertmal, daß dieser Wunschtraum niemals sich erfüllen würde. Jedoch es war etwas in ihm, das ihn zwang, trotz allem an die Möglichkeit eines solchen Wunders zu glauben. Er verstand nicht, wie er das konnte, und schalt sich einen Trottel und feige. Aber Hand an sich legen konnte er doch nicht. Ja, wenn es ohne sein Zutun geschehen könnte, sein Wunsch allein einen Unglücksfall oder eine Krankheit herbeizubringen vermöchte!

Er schlenderte den ganzen Vormittag durch die Straßen, erbettelte sich hier und da ein Stückchen Brot und ging dann zur Stadt hinaus. Hinter dieser Häuserreihe begann schon das freie Feld. Da kam er noch an einer Gastwirtschaft

vorbei, wo gerade von einem Wagen Wein, Cognat und Likör abgeladen wurden. Einen gefüllten Kasten hatte der Kutscher auf dem Bürgersteig stehen lassen und war mit einem andern in den Laden gegangen. Der Landstreicher brachte mit einem raschen Griff eine Flasche an sich und verschwand hinter der nächsten Haustür. Dort wartete er mit klopfendem Herzen eine geraume Weile. Als er wieder auf die Straße trat, stand der Wagen immer noch da. Aber der Kutscher war nicht zu sehen und auch der Kasten mußte schon hineingetragen worden sein. Vielleicht hatte man den Diebstahl schon gar nicht bemerkt. Der Kunde preßte die Flasche unter dem Mantel an sich und ging eilig die Straße entlang, ohne sich noch einmal umzuwenden. Sobald er die Häuser hinter sich gelassen hatte, wollte er einen Schlud probieren. Auf dem Etikett prangten drei goldene Sterne; der Cognat mußte also gut sein. Da aber kam ihm ein Gedanke, der seine Knie zittern machte. Wenn er jetzt trank und wieder trank, würde er bald betrunken sein, schließlich auf dem freien Felde einschlafen und in der kalten Nacht erfrieren. Dann war, ohne sein Zutun fast, das Ende da. Er machte eine Bewegung, als wollte er die Flasche in den Graben werfen. Aber dafür war sie ihm doch zu schade. Ich werde schon nicht einschlafen, redete er sich ein. Oder ich trinke draußen noch gar nicht. Und er schob das verrostete Messer wieder in die Tasche zurück. Aber er konnte dem Verlangen nach Alkohol nicht lange widerstehen. Ab und zu kam ihm ein Wagen entgegen. Das störte ihn, und er bog in einen Seitenweg ein. Vom Stapfen durch den Schnee wurde er müde, und immer häufiger mußte er sich durch einen Schlud stärken. Rasch kam die Dämmerung, und bald war es völlig dunkel. In der Ferne sah der Kunde ein Licht. Bis dorthin mußte er noch kommen, es konnte nicht mehr weit sein. Aber er war schon zu müde, um ohne Pause durchzuhalten. Er setzte sich auf einen Baumstumpf. „Nur ein Viertelstündchen!“ lallte er tikernd. „Wir wollen doch noch nicht sterben! Das Leben ist ja so schön!“ Doch kaum hatte er sich gesetzt, als ihm auch schon die Augen zufielen. Ein paar mal schwante er auf seinem Sitz noch hin und her, dann sank er in den Schnee. Die Sterne blinkten funkelnd zu ihm herab, und eine halbe Stunde weiter im Dorf läuteten die Glocken: „Friede auf Erden!“

Der sanfte Heinrich.

Ein Weihnachtserlebnis von Gustav Renker.

In unserem Walde, der sich hoch den Berg hinan zog, hatten wir nur eine Stelle, an der die echte Edelanne vorlam. Am jäh abfallenden Rande der Schwarzbachschlucht, inmitten des gemeineren, struppigen Nichtenvolkes, war ein kleiner Bestand des begehrten Baumes, ohne den mir heute noch ein Weihnachtstest nicht vollkommen erscheint. Die einfarbig grüne Nichte vermag den köstlichen Graufilberglanz der Edelanne nie zu ersetzen. Und jedes Jahr wieder, wenn die wundervolle Zeit der Raumnächte kam, wenn Christfest-ahnen durch das tiefverschneite Bergdörflein zog, ging ich in die Schwarzbachschlucht hinauf, um eigenhändig die Weihnachtstanne zu schlagen.

Dazumal war ich achtzehn Jahre alt. Ich nahm die Steigfelsen, kletterte die Art in den Aufstieg und warf das Schroitzgewehr über. In der Schlucht gab es Fische.

„Paß“ auf, daß du nicht mit dem sanften Heinrich zusammenstößt. Drei Tage vor Weihnachten holt er sich sicher in unserem Revier einen Festtagsbraten. Nun, nach dem Fest werde ich mir den Mann einmal ausborgen und ihn beim Wildfredel erwischen.“

Also mein Vater. Er war sonst ein grundgütiger Mensch, aber den sanften Heinrich hatte er. Der räuberte Hasen und Rehwild, machte die Bäume mit dem Beischaben zuschanden und holte Brennholz, ohne die Erlaubnis zu haben. Mir mit meinen achtzehn Jahren war gar nicht wohl bei dem Gedanken, ich könnte oben in der Einsamkeit mit dem Heinrich zusammenstoßen. Groß und lang war er. Brandrotes Haar stand ihm wie ein Flammenbüschel rechts und links von den Ohren ab, und brandrote Wut leuchtete in seinen Augen auf, wenn er sich gereizt fühlte. Er war ein berühmter Räuber und Messerheld — deshalb nannte man ihn ironisch „sanfter Heinrich“.

Die Schwarzbachschlucht war eine fortlaufende Kette kristallharter Eislaster. Tief unter der gläsernen Decke raunte und rumorte das Wasser. Steil baute sich die Wand auf, von deren oberem Rande schon die graufilbernen Spitzen der begehrten Tannen in die Tiefe schauten. Das Gewehr ließ ich unten stehen, mit dem Eisen an den Hüften schlängelte ich mich vorsichtig und langsam die vereisten Felsbänder empor. Auf einmal rutschte ich, Schnee häubte auf, Eiszapfen klirrten. Und dann lag der Bub unten in der Schlucht, eingemummelt in eine Schneemulde und konnte

den rechten Fuß nicht rühren. Gefroren war etwas — wie der Arzt später feststellte, der Knöchel.

Ich befand mich in einer dummen, wenn nicht verzweifeltsten Lage. Denn daheim hatte ich gesagt, daß ich das Christbaumholen mit dem Fuchspaffen verbinden, möglicherweise in der unteren Jagdhütte übernachten und erst anderntags mit der Tanne heimkommen wollte. Suchen würde man mich also nicht. Und kriechend durch die Schlucht ins Tal gelangen konnte ich auch nicht. Zwischen mir und der ersten Siedelung floss der eisgepanzerter Bach mit seinen senkrechten Wasserfällen. Eine recht ungemütliche Aussicht, hier in der Schlucht vielleicht die Dezembernacht zubringen zu müssen. Kalt würde sie werden, das bewies das donnernde Krachen der Eisdecke tief unten über dem See.

Ich kroch auf allen Vieren an die Felswand, wühlte mich in ein Loch zwischen Stein und Schnee und kratzte alle erreichbaren dünnen Farnblätter los, um mir wenigstens zeitweise in der nahenden Nacht ein Feuerlein anzünden zu können. Zwischenburch schrie ich laut, so daß an den Schluchtwänden das Echo gespenstisch hingekerkerte. Aber wer sollte in der Nähe sein? Unser Revierförster war nicht am Berge, das wußte ich. Und der Holznechtsweg lag weitab. Aber der „sanfte“ Heinrich? Der fiel mir als Rettungsanker ein. Vielleicht war er wirklich, wie mein Vater gemeint hatte, wildern gegangen. Ich rief seinen Namen. Wie er standesamtlich hieß, wußte ich nicht einmal — den kannte kaum einer im Dorfe. Der „sanfte Heinrich“ war's, weiter nichts.

Die Dämmerung fiel über den Berg. Unten im Tale leuchteten Lichter auf. Das Krachen der Eisdecke im See mischte sich wie Rollen einer fernen Trommel in das Brausen des Bachwassers. Im Süden brannten die italienischen Berge purpurn auf, wandelten sich dann zu schaurigem Reichenweiß. Und die Kälte kam, froh durch Hemd und Weste, Halsstuch und Zoppe. Aber noch jemand kam: der „sanfte Heinrich“. Vorsichtig stellte sich sein Feuerkopf hinter einem Fichtenbestand hervor. Ein ungemütliches Grinsen flog über sein Gesicht, als er mich liegen sah.

„Vom Fels gerutscht, junger Herr, he?“

Das mußte ich zugeben. Ich erklärte ihm meine peinliche Lage und bat ihn, mich ins Tal zu geleiten. Statt aller Antwort nahm er mein Gewehr und befahl es: „Ein feines Gewehr. Wenn jetzt da ein Ha' um den Weg wäre.“

Ich wurde in meiner Hilflosigkeit frech. „Hinter den Fichten habt Ihr wahrscheinlich auch euer Gewehr stehen, Heinrich. Geht es nur.“

„Na, und wenn?“

„Das ist Wilddieberei. Die Jagd gehört dem Vater.“

Das rote Leuchten zündete in seinen Augen, eines Leuchten, das im Wirtshaus selbst die stärksten Bauernburschen schweigen ließ. „Ja, weil er's Geld dazu hat. Aber glauben Sie, junger Herr, meine Kinder essen nicht auch einmal gern zu Weihnachten einen Braten? Sonst sehen wir das doch nie auf dem Tisch.“

„Sie dürfen sich einen Hasen schießen, wenn Sie mich jetzt heimbringen.“

„Den Hasen schieß' ich, wenn ich will“, fuhr er auf. Und auf einmal, viel zarter und weicher: „Aut's arg weh, Bübel? Wie kann man nur so dumm fallen! — Leicht erkranken hättest können in der Schlucht, wenn der Heinrich nicht wildern gegangen wäre.“

Er löste mir den schon hart gefrorenen Schuh vom Fuße, rieb und preßte an meinem Gehwerkzeug, daß ich dachte, er zermalmte mir die Knochen. Aber es war gut so — das Blut begann wieder zu kreisen. Dann nahm der „sanfte Heinrich“ zuerst mein Gewehr über die Schulter, holte seines, einen uralten Vorderlader, aus dem Busch, hob mich huckepack auf den Rücken und begann den Abstieg. Nun begann ein Weg auf Leben und Tod, denn die Dunkelheit war schon weit vorgeschritten, und ein Gleiten auf den steilen Eisflanken hätte uns beide in den gischenden Wildbachstobel hinabbesördert. Doch der Heinrich ging sicher; seine mit Steigessen bewehrten Füße waren wie Wurzeln dem Boden verbunden. Aber schmale Gesimse huschte er hin, an nähem Gerank hielt er sich fest, durch vereiste Rinnen glitt er nieder — immer mich als lebendige Last auf den Schultern. Bis wir endlich im Tal waren, auf dem ausgetretenen Wege hinabstapften zu meinem Vaterhaus. Dort trat der Heinrich ohne Förmlichkeit in die Wohnstube, wo die Eltern und Brüder eben beim Abendbrot saßen. Mich legte er wie ein Bündel Kleider auf den Diwan und meinte: „Die Saß' da muß ein bißel angewärmt werden. Wär' leicht erfroren.“

„Heinrich“, rief ich ihm nach, als er sich zur Tür wandte. — Er war fast beleidigt. „Ist was nicht recht?“

„Den Hasen können Sie schießen, — nicht wahr, Vater? Er hat mich gerettet.“

Da aber nahm der Heinrich seine verschabte Pelzhaupe vom Kopfe, faltete bittweise die Hände und sagte: „Nicht den Hasen, den Hasen nicht, gnädiger Herr. Aber Brenn-

holz ist draußen, ein ganzer Stapel voll. Wenn ich das Kleinmachen dürft'. Ganz billig arbeit' ich.“

Um Arbeit bat er. Und da kam's heraus: Die Bauern gaben ihm keine. Der Heinrich hatte einmal im Jähzorn einen Burschen schwer verletzt und mußte darauf ins Gefängnis. So etwas vergißt der Bauer nicht. Hier und da bekam er bei der Bahn etwas zu tun; dann wieder verkaufte er Dinge, die er aus unserem Walde geholt hatte: Baumdeck, Amesseneier, Heilwurzeln, Pilze. Davon lebten er, das verhärmte Weib und die vielen Kinder in der Hütte.

Der sanfte Heinrich durfte die Stapel Holz kleinmachen. Und später auch das Eis um unsere Schiffshütte ausschlagen, damit der gewaltige Druck nicht Boosten und Boote zerschmetterte. Als der Sommer kam, war er unser Faktotum und ist es geblieben bis zu jenem Tage, da ihn eine jähe Lungenentzündung wegraffte. Die rote Wut in den Augen verschwand allmählich, da sich der Heinrich nun vor Arbeit und Tätigkeit sah und merkte, daß er geschätzt wurde.

Allweihnachtlich war er es, der mich nach dem Edeltannenbestand in die Schlucht begleitete, sich dort gleichfalls ein Tännlein für seine Kinder abhakte und dabei mit sehr moralisierenden Worten von dem Zufall jenes Winterabends sprach, der ihn wieder zu einem vollwertigen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft hatte werden lassen.

Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. Christliches Fest. 8. Mädchenname, abgekürzt. 9. Christliche Erbauungsstätte. 11. Italienischer Fluß. 13. Verneinung. 14. Mädchenname. 15. Gemeinschaft. 16. Getränk. 17. Biblische Figur. 20. Spielfarte. 21. Geldwährung. 23. Gartenanlage. 24. Speise. — Senkrecht: 2. Tierprodukt. 3. Anteilnahme. 4. Raubfisch. 5. Abschiedsruf. 6. Bibelsapitel. 7. Konsonant. 10. Himmlische Gestalt. 12. Geistlicher. 18. Teil des Baumes. 19. Seelischer Depressionszustand. 20. Umlaut. 22. Umlaut.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 295: Wagerecht: 1. Korso. 5. Anker. 9. Ad. 10. Odesa. 11. Du. 12. Perle. 14. Traum. 16. Rad. 17. S. O. 19. Kar. 21. Saal. 24. Eu. 25. Mäuser. 27. La. 28. Elle. 30. Le. 31. Eger. 32. Staub. 34. Delga. 35. Er. 36. Tidet. 37. A. G. 38. Raven. 39. Reste. — Senkrecht: 1. Kap. 2. Ober. 3. Sold. 4. Ode. 5. Aft. 6. Narr. 7. E-Dur. 8. Rum. 13. Rat. 15. Has. 17. Saul. 18. Dase. 20. Seesen. 21. Sa. 22. Le. 23. Garage. 25. Meute. 26. Reede. 27. Legat. 29. La. 33. Bin. 34. Der.

Scherz und Spott

Weihnachtseinkäufe. „Sieh mal, Eduard, diese entzückenden beiden Bündchen!“ sagt die junge Frau zu ihrem Mann. „Die mußt du mir unbedingt zu Weihnachten schenken, und ich schenke dir dann die beiden Halsbänder dazu.“

Eine neue Methode. „Sie sagen, Sie können mit Ihrem Mann nicht auskommen?“ sagte der Pastor. „Man muß eben lernen, auch etwas zu ertragen und zu verzeihen. Haben Sie schon versucht, feurige Kohlen auf sein Haupt zu sammeln?“ — „Nein, das noch nicht, aber mit kaltem Wasser habe ich es schon probiert.“